

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Paris, Anfang September 1839.

Seit zwei Monaten ist Paris öde und todt wie die Residenz eines ausgestorbenen Königsgegeschlechts. Nicht daß es in den Straßen, auf den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern und andern öffentlichen Orten an Menschen fehlte, aber die elegante Welt, die Künste, die Musen und die Gewalten, welche das Staatschicksal auf ihren Schultern oder in ihren Taschen tragen, haben die Hauptstadt verlassen, die Einen um den Rauch des Aetna gesehen zu haben, die Andern um dem Turnier des Grafen Eglington beizuwohnen; Diese um sich in den Pyrenäenbädern Kräfte für die Strapazen des bevorstehenden Winterfeldzugs zu holen, Jene um der Wiesbadener Fortuna den Hof zu machen, oder in Baden Stoff zu Feuilletons zu sammeln, welche zwar arm an Geist sind, aber dafür von ächt franzmännischer Fatuität strozen. Ich weiß nicht, ob Paris durch diese Emigration wirklich das Beste, was es besitzt, verloren, aber ich fühle nur zu sehr, daß es aufgehört hat, ein interessanter Aufenthalt zu seyn. Als ich vorgestern die plötzliche Abreise zweier Freunde erfuhr, der einzigen, welche mir bisher bei dem allgemeinen *Sauve qui peut* treu geblieben, trieb mich die Verzweiflung zu einer ungewöhnlich frühen Stunde aus dem Hause. Um mich zu zerstreuen, durchlief ich die Boulevards, das Palais Royal, die Tuilerien. Ueberall die bekannten Magazine, mit ihrer bekannten Stalage und ihren bekannten *dames du comptoir*, überall Hitze, Staub, Lärm, Gefahr geräbert, gespießt, zermalmt zu werden. Nein, niemals war mir Paris so eintönig, so langweilig, so entsetzlich erscheinen, und der Gedanke, daß ich ihm wenigstens auf einen halben Tag den Rücken kehren könne, zeigte sich mir endlich wie ein rettender Engel.

Schon lange hatte ich als den auffallendsten Punkt in der Umgebung von Paris einen im Westen der Stadt liegenden Berg bemerkt, auf dessen Gipfel sich ein großes, in der Entfernung stattlich aussehendes Gebäude erhebt, und dessen isolirte Lage und ansehnliche Höhe eine weite Aussicht über die Stadt und einen großen Theil des Seinehals versprochen. Diesen Berg, der mir überdies durch seinen melancholischen Namen, *Mont Calvaire* interessant geworden war, nahm ich zum Ziele meines Ausflugs. Rasch durch die ewigen *champs élysés*, rasch durch dieses Gemengsel von Sand und Krüppelholz, welches man den *Boulogner Wald* nennt. Doch eine idyllische Scene, wie ich sie in dem profaischesten aller Wälder und eine halbe Stunde von den Thoren von Paris wahrlich nicht gesucht hätte, hielt plötzlich meinen Schritt auf. Seitwärts von der einsamen Allee, die ich durcheilte, saß auf einem kleinen Rasenhügel ein Mädchen, emsig mit Zeichnen beschäftigt. Strohhut und Shawl lagen neben ihr; ihr dunkles Haar spielte in freien Locken um das kindliche, aber ernste Gesicht; wenige Schritte von ihr spielten zwei jüngere Brüder im Grase. Lange stand ich in träumerisches Anschauen dieser lieblichen Gruppe versenkt, bis die junge Künstlerin, deren Blicke bisher im raschen Wechsel von dem Papiere auf eine artige Baumpartie und wieder zurück auf das Papier geflogen waren, ihr großes dunkles Auge auf mich warf, und mir einige Secunden dreist und voll ins Gesicht sah. Welche Sicherheit, welche Ruhe in dem Blicke dieses Mädchens, welches noch an der Gränze der Kinderjahre stand! Ich wandte mich rasch ab und verfolgte, ohne mich noch einmal umzusehen, mechanisch meinen Weg, der mich endlich aus dem Walde, und im Angesicht meines Reisezie-

les an das Ufer der Seine führte. Eine Fähre brachte mich nach Suresne, dessen Wein einst die kaiserliche Tafel Julians, des Apostaten versah, aber heut zu Tage selbst von den *Luvergnaten* in Paris untrinkbar gefunden wird. Ein durch die Weinberge von Suresne führender Pfad brachte mich zu der breiten steinernen Treppe, welche auf den steilen Gipfel des *Mont Calvaire* hinaufführt. Zu beiden Seiten ziehen sich Kirchhöfe hin, deren zahlreiche Monumente auf eine ausgedehntere Clientel, als die des Dorfes Suresne schließen lassen. Wenn man die auf den Kirchhöfen angebrachten Symbole sieht, und die Inschriften der Leichensteine liest, so könnte man wirklich verleitet werden, zu glauben, daß man sich in einem katholischen Lande befinde. Brannten doch sogar einige dünne Weihnachtslichterchen vor der Nische eines baufälligen Heiligen, der ohne Zweifel bessere Tage gesehen hatte. Jetzt blies der Herbstwind durch die zertrümmerten Glasscheiben des morschen Schreins, und die tempelschänderische Hand eines Winzers zündete durch das zerrissene Drahtgitter desselben die mit Caporal gefüllte Thonpfeife an dem geweihten Kerzenlichte an.

Doch ein paar Schritte höher hinauf erwarteten mich noch überraschendere Contraste. Rund um mich her zu meinen Füßen lag ein reiches, von Leben strozendes Panorama ausgebreitet, während meine unmittelbare Umgebung eine Scene vandalischer Zerstörung und langsamen Verfalls darbot. Der Sturm der Revolution ist wiederholt über den *Mont Calvaire* gegangen, und hat die heiligen Mauern, die sich auf ihm erhoben, gebrochen. Das Gebäude, welches an die Stelle des alten Klosters getreten ist, gehört augenscheinlich dem letzten Vierteljahrhundert an, aber es ist bereits eine Ruine. Kein lebendiges Wesen weilt in diesen Mauern, welche Hunderte von Bewohnern aufzunehmen bestimmt scheinen. Die leeren Fensterrahmen drehen sich kreisend wie Wetterfahnen in ihren verrosteten Angeln, hohes Gestrüpp wächst in den öden Höfen, Gras und Moos überzieht die Quader und die Säulen, welche sich zur Kirche zusammensügen sollten. Der verwilderte Klostergarten gleicht einem Gebilde byronischer Phantasie. Hier Fruchtbäume und Bierpflanzen, theils aus Mangel an Pflege verkümmert, theils in wilder üppiger Kraft aufgeschossen, seitdem sie vom Zwange der Cultur befreit sind; dort eine düstere Lindenallee, welche noch Spuren der ehemaligen Disciplin trägt; weiterhin unter wuchernden Fliederbüschen eine zerbrochene steinerne Bank; in jenem Winkel eine ihres Heiligenbildes beraubte kleine Kapelle. Das Alles hat an sich aber nichts Außerordentliches, man hat Beschreibungen ähnlicher Orte in hundert Elegien gelesen, und wir Alle haben Burg- und Kloster-ruinen in Menge mit eignen Augen gesehen; aber ein Stückchen lebendiger Poesie dieser Art vor den Thoren von Paris ist eine so seltsame Anomalie, daß man eine unglückliche Organisation haben muß, um nicht lebhaft davon frappirt zu werden. Doch wer kennt in Paris den *Mont Calvaire* anders als dem Namen nach, und wie kann man verlangen, daß der Pariser eine Viertelstunde bergan steige, um etwas zu sehen, das weder ein *Baudeville* noch ein *Maschinenball* ist! Mit solchen und ähnlichen Gedanken stieg ich mit einbrechendem Abend vom *Mont Calvaire* hinab, und meine Entrüstung gegen die Trägheit der Pariser legte sich nicht eher, als bis ich in einem in Suresne stationirenden Omnibus Platz nahm, dessen bequeme Bewegung mir erlaubte, mich in einem sanften Schlafe von den Anstrengungen meines anderthalb-, wenn nicht gar zweistündigen Spazierganges zu erholen.

Nebst einer literarischen Anzeige von B. G. Teubner in Leipzig.